Gefechtstage bei Lille.

Feldpostbrief von **Paul Oskar Höcker,** Hauptmann der Landwehr.

Aus dem erstürmten D. wollte ich noch berichten. Hunderte von Franzosen hatten beim Abzug ihrer Truppen aus der Stadt die Flucht in die Keller vorgezogen, wo sie sich in Zivilisten verwandelten. Unser Bataillon hatte die Aufgabe, Nachforschungen anzustellen, die anscheinend Wehrpflichtigen festzunehmen und alle Waffen mit Beschlag zu belegen. Unerwartet große Vorräthe an Munition fielen uns dabei in die Hände. Darunter auch viele Kisten mit Dumdumgeschossen, mit dem Stempel der Munitionsfabrik versehen. Die Patronen sind für den Karabinergebrauch bestimmt, es scheint sich also hauptsächlich um die Verwendung des völkerrechtswidrigen Geschossen durch die Spahis und die Radfahrertruppen zu handeln. Auch in der Wohnung des französischen Artilleriehauptmanns, die von ihm und seiner Freundin verlassen war, und in der ich mich einquartierte, stieß ich auf solche Patronen. Sie lagen in fabrikmäßiger Packung in einem Schreibtischfach neben dem Entwurf zu dem Testament, den der Herr Kapitän am ersten Mobilmachungstag niedergeschrieben hat; er vermachte sein Baarvermögen in Höhe von 110,000 Franks sowie seine Wohnungseinrichtung und seine beiden Jagdhunde Madame Isabelle H. Die einfache Frau Isabelle, die zwei Tage vor unserem Einzug in D. das Weite gesucht hat, scheint aber nicht besonders ihterlied zu sein; denn aus der verlassenen Wohnung tönte uns das Winseln der halbverhungerten Setters entgegen. . . .

Doch was sind die tausend bunten Erinnerungen an die neueroberte Stadt, was sind alle Erlebnisse dieses Feldzugs gegen die schweren, schweren Gefechtstage, die unser Bataillon bei L. durchzukämpfen hatte!

Sonntag, den 4. Oktober, marschirte das Detachement von D. in der Richtung auf L. Es war schon längst bekannt, daß der Gegner eine Umgehung unseres äußersten rechten Flügels versuchte. In L. fanden fortgesetzt Ausladungen französischer Truppen statt. Unter keinen Umständen sollte ihnen ein weiteres Vordringen ermöglicht werden. Auf verschiedenen Straßen fand der Anmarsch statt. Eine Kavallerie-Division klärte nordwärts der Stadt auf und sandte gleichzeitig mit unserem Anmarsch eine Kompagnie Jäger und eine Kompagnie Radfahrer gegen L. aus.

Um 1 Uhr erhalten wir Feuer. Die Spitze hält und erwidert es. Wie stets in Vorstadt- und Straßengefechten, ist die Geschicklichkeit des Franzosen groß, vorspringende Erker, Dachausbauten, auch Alleebäume zum Feuerangriff zu verwenden. Er räumt diese Stellungen dann schnell, eilt im Schutz der Mauern zu dem nächsten Häuserblock, bis er den Gegner weit genug nach vorn gelockt hat, um ihn durch das sorglich vorbereitete Seitenfeuer zu überraschen.

Sprungweise geht es auf der breiten Chaussee bis zur Höhe der beiden Vororte F. und R. Hier kommt es das erste Mal zum Messen der Streitkräfte: Zweifellos ist uns der Gegner an Zahl bei Weitem überlegen, und er scheint festen Willens, sich aus seinen Stellungen nicht verdrängen zu lassen.

Unsere Batterie fährt auf und läßt ihre eherne Zunge reden. Der Infanteriekampf schweigt, bis die ersten Gebäude auf allen drei Seiten in Flammen gesetzt sind. Zugweise ergreifen nun die Franzosen die Flucht — die Mehrzahl unter Zurücklassung ihrer Patronen, wie das Prasseln der in allen Stockwerken explodirenden Munition verräth.

Doch R. hält sich, während das links der Straße gelegene F. und die in Brand geschossenen Gebäude an der Straße nach Lille selbst bald völlig vom Feinde geräumt werden. Die Radfahrerpatrouillen, die den entschlossenen Vormarsch auf F. aufnehmen, stoßen auf keinen Gegner mehr. Aber auf die rechts neben mir vorgehenden Kompagnien entlädt sich ein mörderisches Feuer, das bald starke Verluste fordert, und es ist bei dem vielfach zerrissenen Gelände ganz unmöglich, die Verstecke der Schützen und der Maschinengewehre auszukundschaften. Virtuos ist der Franzose in der Anlegung von Verstecken, Drahthindernissen. Er verwendet unsagbar viel Mühe darauf, sich in Vertheidigungsstellen zu einzunisten, daß er Weg und Steg genau übersieht, vor Allem die Punkte, an denen der Gegner wegen der sich ihm bietenden Wegschwierigkeiten im Vormarsch stocken muß, so daß er ihn da mit seinem ganzen Feuer überschütten kann.

Vier Geschütze tasten mit ihren Granaten den Dorfrand ab. Vielleicht liegen die Maschinengewehre, deren einförmiges Geknatter die Nerven aufpeitscht, drüben im Kirchthurm. Aber dem Batterieführer widerstrebt es, das Gotteshaus zu beschädigen. So läßt er denn eine Lücke und bestreicht die kleinen Häuser weiter. Plötzlich schweigt das eine der Maschinengewehre — es muß in der Hecke dicht neben der Kirche versteckt gewesen, die Bedienungsmannschaft muß getroffen sein, und gleich darauf geht ein heftiges Weitlaufen rothhosiger Infanteristen los. In das Dröhnen der Granaten mischt sich das Prasseln der Schrapnells. Eine ganze Gruppe überkugelt sich — dort jagt einer hin und her, bis ihn eine neue Ladung überschüttet — wie Puppen wirken sie, die auf einem Miniaturtheater auftreten; es wird einem aus dieser Entfernung kaum bewußt, daß da wirklich Menschenleben vernichtet werden.

Aber eine Stunde später rücken wir in R. ein. Es ist Nacht geworden. Durch mächtige Löcher in den Giebelhäusern der engen Eingangsstraße schaut der Vollmond, schweigend stehen die vier Radfahrerkompagnien an den Dorfeingängen, in ihrer Mitte die Gefangenen, Infanteristen in Uniform, oder in dem rasch angezogenen Zivil (einem lugt noch das verräthterische Hosenroth unter der zu kurzen Weste hervor), auf den Gassen liegen seltsame Bündel, die Leichen der hier Gefallenen; ein Verwundeter schleppt sich mit erhobenen Händen an den Unteroffizierposten heran; es ist ein Franzose, der den blauen Rock weggeworfen hat, aber noch das Käppi trägt. Der Tritt der einziehenden Bataillone dröhnt über das Dorfpflaster — sonst eisiges Schweigen, Nacht, Brand- und Blutgeruch.

Und nun kommt uns das Grauen an. Wir grüßen den Tod. Er grüßt uns.

In R. ist kaum ein Haus mehr bewohnt. Alles ist nach L. geflüchtet. Ich muß in der Straße, die meiner Kompagnie zugetheilt ist, fast Haus für Haus gewaltsam öffnen lassen, um die vom Marsch und vom Gefecht stark strapazirten Leute zur Ruhe zu bringen. Da und dort kommt auf langes Klopfen endlich ein Einwohner an die Thür. Als das Granatenfeuer begann, haben sie in den Kellern Zuflucht gesucht.

In der hellgekachelten Diele eines hübschen, unversehrten Hauses sitze ich dann mit den Herren verschiedene Stunden beim Glase Glühwein. Wir warten auf die Befehle für den folgenden Tag. Nachts um 1 Uhr treffen sie ein: das Detachement steht früh um 7 Uhr bei der Kirche von R., um den Vormarsch auf L. fortzusetzen.

Aber in den Nachtstunden hat sich Manches geändert. Die aus R. hinausgetriebenen Truppen haben ihre Patrouillen, die schwarzen Spahis, wieder bis an den Rand der Vorstadt geschickt. Und Meldungen unserer Kavalleristen und Radfahrer lassen erkennen, daß in der Nacht in L. bedeutende Ausladungen mit der Eisenbahn von Norden her geschickter Truppen stattgefunden haben. Man spricht von 40- bis 50,000 Mann, hauptsächlich Neuausgehobenen und Territorialtruppen; aber auch Engländer sollen dabei sein. Es liegt nicht im Sinn unserer Aufgabe, eine alles vernichtende Schlacht zu schlagen, wir sollen nur den Gegner zur Entfaltung seiner Kräfte zwingen, aus bestimmten, selbstverständlich uns nicht bekanntgegebenen strategischen Gründen. Also muß unser kleines Detachement Alles daran wagen, möglichst viel feindliche Truppen auf sich zu locken. Das geschieht denn auch.

Wir beziehen die alten Stellungen. Die Kavallerie-Division ist mit ihrer Artillerie, ihren Jägern, Maschinengewehren und Radfahrerkompagnien abgerückt. Der braven Abtheilung, die sich schon im ganzen Feldzug ausgezeichnet hat, harren am rechten Flügel neue Aufgaben. Wir bleiben mit unserer Batterie allein: das dritte Bataillon des aktiven Regiments und unser märkisches Landwehrbataillon.

Es wird ein schwerer, schwerer, schwerer Gefechtstag.

Patrouillen stellen fest, daß F. vom Feinde frei ist. Aber beim Betreten der Straße nach L. melden sich sogleich die französischen Maschinengewehre. Es singt, saust und schwirrt um unsere Köpfe. Nach den gestrigen Verlusten — ein Halbzug der fünften Kompagnie ist noch immer damit beschäftigt, unsere Todten zu begraben, unsere Verwundeten in die Autos und Wagen zu verpacken, die nach den nächsten Lazaretten fahren sollen — wird die Artillerie erst Bresche schießen, bevor wir vorgehen.

Doch in den Mittagsstunden antworten bereits die Feldgeschütze der Franzosen. Sie müssen sie über Nacht aus ihren Stellungen am Kanal verladen haben, unter dem Eindruck, daß hier gewaltige Truppenansammlungen zu einem weit ausholenden Schlage veranstaltet worden seien.

Der Zweck unserer Aufgabe wäre hiermit zum größten Theile schon erfüllt. Aber wir alle, wir Unerführer, die wir eine strategische Einsicht weder besitzen können noch sollen, haben nur den einen Wunsch: Vorwärts!

Ein paar Minuten lang nach dem ersten donnernden Einschlag der französischen Granaten herrscht tiefe Stille. Es ist, als ob selbst die Natur schweige. In den Chausseepappeln hat es gekracht. Die Straße ist wie übersät mit Aesten und Zweigen. Scharf neben dem nördlichen Zug unserer Batterie hat sich das Ungeheuer in das lehmige Erdreich eingewühlt. Ein Hagel von Erdkrumen hat uns überschüttet. Anderen Schaden können wir nicht wahrnehmen. Aber alle Kompagnien, die noch geschlossen liegen, schwärmen aus, um keine dichten Ziele zu bieten.

Stundenlang geht nun das Hinundher, diese furchtbare Zwiesprache der Batterien. So grauenvoll die Verwüstungen sind, die solch ein einziges Mordinstrument zu schaffen vermag, man gewöhnt sich allmählich an das Getöse. Und man lächelt schon fast darüber, daß man jedesmal den Kopf senkt. Bis man sich erinnert: wir grüßen den Tod, und er grüßt uns.

„Am Kirchthurm südöstlich L., wo Bahnübergang erkennbar, feindliche Schützen, Stärke mehrere Kompagnien."

Unsere Reiterpatrouille verschwindet wieder — ein Maschinengewehr der Franzosen nimmt sie unter Feuer, ohne zu treffen — und der Bataillonsführer ruft mir zu: „Kompagnie links über der Chaussee, rechts und links von dem Bauernhof, je einen Zug entwickeln mit weiten Zwischenräumen!"

Schnell huscht der rechte Flügelzug hinüber. Mein türkischer Professor, der Oberleutnant, richtet ihn wunderhübsch ein. Immer flitzt ein Schütze vor, wirft sich auf den Bauch, kriecht weiter, ein anderer folgt. Auf ein, zwei Kilometer ist kaum eine Kopfscheibe sichtbar. Weniger glücklich ist der links eingesetzte Zug. Ueber die Köpfe der Schützen sausen sofort die Geschosse. Sie fühlen noch den Luftdruck, der ungeheure Lärm benimmt sie. „Ducken! Hinlegen! Nur einzeln vorwärts mit Pausen! Ihr verrathet ja unsere Stellung, Menschenkinder!"

Und in diesem Augenblick knattert's in den Lüften. Ein französischer Flieger ist's. „Ein Flieger, Herr Hauptmann!" — „Ja, ja, ja, ich hab' ihn schon gehört." Was hier vor Schoden bewahren kann, ist nur das Eine: nicht emporblicken. Nur die Reihen fleischfarbener Ei-Gesichter, die sich auf jeder Fahrt den Fliegern entgegenwenden, lassen aus solch' großer Höhe noch Schlüsse auf die Stärke der Besetzung zu.

Unbedingt hat uns der Gegner gründlich überschätzt gehabt. Sonst hätte er nicht diese ungeheuerlichen Anstrengungen gemacht. Seine Stärke in so gesicherten Stellungen wollede genügen, um ein Armekorps in Schach zu halten.

Und unsere arme, schwache Brigade?

Ich bin auf dem Bauch in die Schützenlinien vorgekrochen. Ein richtiges Aufrechtgehen bedeutete Selbstmord.

Sst — sst — tihiet — dumm, bauz — tscha. . . . tacktacktack — tacktack . . . Es ist eine böse Musik. Wir werden überschüttet. Wir hören es dicht neben den Ohren sausen, über die Helme hinwegfegen. Die Artillerie deckt uns von vorn zu, so daß wir die einzeln vorspritzenden Schützen nicht beschießen können. Sie ziehen sich auch links zum Eingang von F. hinüber. Bald schlagen die Infanteriegeschosse dicht vor uns ein.

Nichts zu sehen! Nichts zu sehen!

„Wir müssen noch weiter vorwärts!" Ich schreie es in die Schützenlinie hinein — gleichzeitig ruft es der Bataillonsführer, der sich's nicht hat nehmen lassen, mit in die vorderste Schützenkette zu kommen. Auf allen Vieren geht es weiter. Nach 30 Metern Halt. Noch nichts zu sehen, das Gelände vor uns steigt an. Also weiter. Noch 50, noch 80, noch 100 Meter. Endlich freie Aussicht. Die Gewehre werden vorgedreht. „Halblinks, am Eingang von F., Schützen, Standvisier!" Ein paar Schüsse aus unserer Reihe. Die blauen Gestalten wanken, fallen. Aber gleichzeitig ist unsere Stellung verrathen. Und nun beginnt der Hagel von Neuem.

„Die schießen Alle zu hoch! Gut gezielt, Leute! Jeder Schuß ein Treffer!"

Die Stimme erreicht nur noch die zunächst liegenden Schützen. Das Geknatter und Getrach ist ungeheuerlich, grausamer aber noch dies singende, klingende Vorbeijagen der Geschosse; besonders wenn die feindlichen Maschinengewehre uns bestreichen.

„Sind das unsere?" fragt mein Hornist neben mir. „Die stehen zu schön halb hinter uns auf der Chaussee!"

Ein Grauen zieht über uns hin. Ja, sie haben uns mit ihrer Artillerie von vorn festgehalten — links hat sich die Infanterie gedeckt bis in unsere Flanke herangezogen — und nun pocht von rechts her das französische Maschinengewehr seinen einförmigen Takt in dies Höllenkonzert.

Hinter uns rührt sich nichts mehr. Unsere Batterie ist fort, gewiß hat sie sich verschossen.

„Befehl vom Herrn Brigadeführer: Kompagnie soll sich langsam zurückziehen!" Ein Mann des bis zur Chaussee gestaffelten Zuges hat mir den Befehl zugerufen.

Durch Rufe geht der Befehl in der Schützenlinie nach links weiter. Es dauert lange, bis er die Schützen am weitesten links erreicht hat. Und sobald sich die leiseste Bewegung in dem Rübenfelde zeigt, prasselt's wieder über uns hin.

Ein paar Leute wollen aufstehen, geduckt zurückgehen. Ich schreie ihnen zu: „Nieder! Hinlegen! Kriechen! Nase nach dem Feinde!" Aber schon ist die Bewegung drüben erkannt; eine Ladung Schrapnells prasselt in der Nähe nieder. Mit krummem Buckel, das Gesicht in die Erde gedrückt, bleibt Alles liegen.

Mein Augenglas ist von Schweiß und Erdkrume beschmutzt. Ich reiße es herunter. Nun fliegt mir beim Aufschlagen der Geschosse der Staub in Wolken in die Augen. Ich schließe sie. Links stößt im Kriechen ein Wehrmann an mich. „Die Hunde! In die Zwickmühle haben sie uns nu!" Ich kann nicht mehr reden. 500 Meter geht's kriechend weiter. Der Revolver schlägt links, das Fernglas rechts gegen den Leib. Ich denke einen Augenblick an die drollige Offiziersaufgabe: Was würden Sie thun, wenn Sie vor sich Artillerie, links Infanterie und rechts Artillerie gegen Ihre Flanke entwickelt sähen? Antwort: Helm ab und zum Gebet! würd' ich befehlen.

Helm ab und zum Gebet. Ja, es ist keine Hülfe mehr. Nun heißt es, mit Anstand sterben.

„Kein Laufen, Leute! Wir sind keine Franzosen!"

An dem Heuschober links einen Augenblick verpusten. So, da rücken sie ja an, in hellen Haufen, die Blauröcke! „Links Schützen, an der Kirchhofsmauer, Standvisir, Schützenfeuer!" Und zwei Gruppen haben den Schneid, sich aufzustellen und zu feuern, obwohl das Maschinengewehr wieder über uns hinstreicht.

Der Mann neben mir lädt, aber er wirft plötzlich den Arm hoch. „Nanu, det is ja so heeß!" Ein Geschoß ist ihm mitten durch Laufmantel und Lauf gedrungen.

„Weiter! Langsam! Einzeln! Nicht zusammendrängen!"

An der Chaussee steht ein Mann vom zweiten Zuge an einen Baum gepreßt. „Wo ist das Bataillon?" Er zeigt hinüber nach R. „Dort wird noch geschossen, Herr Hauptmann!"

Ja, da stehen noch Schützen, in ein Feuergefecht verwickelt. Ein Offizier dabei. „Vorwärts!" Und ich zeige die Richtung.

Aber drüben ist der Hexenkessel fast noch schlimmer. Die Maschinengewehre stehen hier näher. Nach kurzer Berathung mit dem Führer der Abtheilung gebe ich den Befehl: „Abrücken! Einzeln!"

Der Hohlweg, durch den wir abziehen müssen, wird unausgesetzt mit Feuer bestrichen. Ich erklimme die Höhe. So, jetzt ist Alles gleich. Nur nicht lebend den Nen in die Hände gerathen. Sterben. Ueber eine Ackerwelle schlage ich hin. Ein paar Sekunden Bewußtlosigkeit. Dann wieder das Tacktacktack der Maschinengewehre. Herrgott, Du bist unsere Zuflucht für und für. Bitte, bitte, laß mich einen ehrlichen Soldatentod sterben. Und nicht lange quälen. Jetzt. Bitte, lieber Gott, jetzt gleich. Wenn nur die Kerls nicht zu laufen anfangen. „Langsam, Leute, langsam! Am braunen Acker Halt! Aufnahmestellung!"

Keuchend liegen wir dort. „Gewehre hoch! Standvisir! Schützenfeuer!"

Sobald ein paar Schüsse abgegeben sind, tritt eine kleine Feuerpause drüben ein. Die benutzen wir. Dann noch einmal hingeworfen, ein drittes Mal.

Ich kann nicht weiter. „Geht allein, Jungens! Grüßt die Meinigen. Gott mit Euch. Habt Euch brav gehalten. — Verflachter Kerl, wollen Sie nicht laufen! Hinlegen, Athempause, schießen!"

Als ich in die Konfirmandenschule ging, da sagte der Superintendent einmal — ach, was war das für ein seltsamer Mann —: „Ich möchte nur noch einen Blick in mein Gärtchen thun. Bin ein Stadtkind und hab' die Blumen so lieb gewonnen, dies Stücklein Erde." . . . . Hui, hui, da saust es wieder über uns hinweg. . . . Ich grüße den Tod. Und meine Lippen berühren die Ackerkrume. Vom Staube bist Du, zu Staube sollst Du werden.

„Kinder, Ihr habt doch keine Angst? Was?" — Und ich versuche zu lachen.

„Die Affen da drüben, die können ja gar nicht schießen. So 'ne Stümper. Allens jeht zu hoch!"

Hui, hui! Tacktacktacktack. . . . „Weiter! Die Dämlacks treffen ja gar nicht!"

Aber da liegt Einer von der anderen Kompagnie. Todt.

„Nur nicht laufen! Immer wieder stehenbleiben! Schießen!"

Von dem Dorf ein Hagel Schrapnells. Jenseits wiederum. Aber jetzt hegt Keiner mehr geduckt, man ist den Kugelregen schon gewöhnt.

Weiter, weiter. Von der Brigade nichts mehr zu sehen. Als die Artillerie sich verschossen hatte, war der Befehl ergangen: „Alles zurück!" Mich hat er da vorn in der Schützenlinie eine volle Stunde später erreicht als die Andern.

Versprengte finden sich bei mir ein. „Wo ist unser Oberstleutnant?" — „Verwundet, am Hals. Aber nur Streifschuß. Ist auf einem Artilleriegaul langsam zurück. Mitten mang die Schrapnells. Großartiger Kerl!"

Den Sammelpunkt weiß Keiner. Ich führe die Reste des Bataillons den anderen Kompagnien nach. Es wird Nacht. Irgendwo jagt uns eine Kavalleriepatrouille: Da drüben, kein Fort wird bivakirt.

Darauf marschiren wir zu. Radfahrer kommen uns entgegen. Wir hören: es hat Keiner geglaubt, daß auch nur ein einziger Mann von uns diesem Teufelskessel lebendig entweicht. Mein Bursche kommt mir entgegengeritten. Er hat nasse Augen. . . . „Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!"

Ich muß viele Hände drücken. Am Biwakfeuer erwärme ich mich. Es hat sachte zu regnen begonnen. Der Furier hat mir eine halbe Flasche Sekt gebracht. Für die Leute ist Rothwein bei der Bagage. Es ist schon abgekocht. Ein Teller Reissuppe. An den Lippen klebt noch die Erdkrume. Ich schlucke sie hinunter mit dem ersten Schluck Schaumwein. „Ich grüße dich, Leben! Ich grüße dich, Erde!" Und Kameraden kommen und freuen sich, mich altes Scheusal wiederzusehen.

Gottlob, meine Kompagnie hat nur geringe Verluste. Als ich den Feldwebel verlesen lasse, fehlen nur ein paar. Aber den Einen oder Anderen hat Der oder Jener noch lebend nach dem Gefecht gesehen. Nun, Versprengte also, die sich wieder einfinden werden.

Das Bataillon hat in diesen beiden Gefechtstagen 38 Todte und 66 Verwundete. Aber es sind da auch ganz leichte Streifschüsse mitgezählt.

* * *

Es liegt hinter mir wie ein wirrer Traum. In den Kasematten des Forts bivakiren wir. Ich schrecke ein paarmal auf. Tiefe, tiefe Stille. Nur der Schritt des Postens. Auf und ab, auf und ab. Er friert.

Ich krieche tiefer in's Stroh. Armer Kerl, der Posten. Wie gut ich's habe. So warm ist es hier. Ich habe heiße Augen, heiße Backen, aber eiskalte Hände.

Ich bedaure Alle, die das Leben und das Sterben nur aus den Büchern kennen. Der Krieg ist ein Erzieher. Wir lernen die Erde lieben. Und so heilig wird uns die Heimath.

Eine würdige Antwort.

Ein Exporthaus in Berlin hatte zur Aufklärung über Veranlassung und Fortführung des Krieges an seine ausländischen Geschäftsfreunde deutsche Zeitungen und Schriften gesandt. Als Antwort ging auf diese Sendungen von einer der ersten Schweizer Firmen folgendes Schreiben ein, dem wir nichts hinzuzusetzen haben:

Ich danke Ihnen für die mir zugesandten, aufklärenden Schriften über die Ursachen und den bisherigen Verlauf des europäischen Krieges. Für mich und alle deutschsprechenden Schweizer, die täglich erscheinende Zeitungen halten, bringen dieselben zwar nicht viel Neues, da unsere Presse sämmtliche amtlichen und halbamtlichen Kriegsberichte aller kriegführenden Staaten veröffentlicht. Der denkende Leser hatte nach wenigen Wochen Routine genug, um Wahrheit, Schönfärberei und Uebertreibungen auseinanderzuhalten, er weiß auch, daß Haß, Neid und Mißgunst neben Revanche-Gelüsten diesen furchtbaren Weltbrand entfesselt haben. Die Verletzung der belgischen Neutralität hat hier Niemand gutgeheißen, ebensowenig das große Geschrei der Belgier über angeblich von deutschen Truppen verübte Greuelthaten. Ein bestdisziplinirtes Heer wie das deutsche, begeht keine solchen Scheußlichkeiten und zerstört keinerlei Werthe ohne Noth. Dafür bürgt die deutsche Kultur und der tiefe ernste Geist der Nation. Die großen Ereignisse haben das deutsche Volk gerüstet, einig und stark gefunden, gebe Gott, daß seine gewaltige Kräftentfaltung uns vor russischen und anderen zweifelhaften Segnungen bewahre.

— Der erste Kriegsdampfer, der „Fulton I", der 1814 vom Stapel lief, brachte es bei den ersten Probefahrten nur auf 3 Kilometer Höchstgeschwindigkeit.

— Die Großeltern des Papstes Anatleit II. waren noch Juden.

Hinter der deutschen und französischen Front.

Kriegs-psychologische Studie von **Dr. Jak. A. Schwarzmann.**

Noch braust's mir in den Ohren nach, das wuchtige „Lied Vaterland, magst ruhig sein" aus tausend und abertausend rauhen Soldatenkehlen — nicht gedrückt wie damals, als wir mit der „Lorraine" von hier der bedrohten Heimath zur Hülfe eilten — nein, gesungen, andächtig, wie ein Kirchenlied, innig und vor allem wahr; wie ein Gelöbnis klang es, willig mit dem Herzblut zu besiegeln.

Was kann einem das Schicksal Willkommeneres in den Schoß werfen als ein Dekwelleres unter den beiden Nationen, die dazu berufen sind, die größten Hekatomben dem Mars zu opfern: Frankreich und Deutschland! Beide beobachten dürfen während der großen Opferhandlung! Sehen, wie jedes sein Liebstes giebt, denn geben muß er's. Und die Länder nicht nur schnell durcheilen. Nein das nämliche Schicksal zwingt uns, zu warten, gründlich zu sehen, intuitiv zu überlegen, objectiv zu vergleichen, logische Schlüsse zu ziehen.

So zog ich durch Frankreich nach der Schweiz zu der Zeit, als noch ein trügerischer Glücksstern über Mühlhausen den Franzosen ihren Lebenstraum: „L'Alsace et la Lorraine, die Heißvermählten", zeigte; wo noch französische Siegesbotschaften die Luft schwängerten, patriotische Titaden, Erlasse, Kriegs- und Siegesdepeschen an allen Wänden herabtrieften; wo das Elsaß schon größtentheils in den Händen „des rechtmäßigen Eigenthümers" war; wo Lüttich und Namur, die doch damals schon seit Wochen zertrümmerten Meisterwerke Brialmont's, noch uneinnehmbare Bollwerke gegen die „Barbarenhorden" waren.

Ich sah Deutschland in Eisen, blutbespritzt, siegreich aber nicht siegestrunken, verlustreich, doch stolz erhobenen Kopfes. Ich sah das Volk zu der Zeit, da schon jeder Einzelne seinen Obolus auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt: überall das Liebste, den einzigen Sohn, den eben angetrauten Gatten, den Bräutigam, der eben erst die Liebe stammeln hörte, den guten Vater, den ritterlichen Bruder; die Blüthe, die Hoffnung einer Partei, einer Stadt, eines Landes. Alle gehen sie hin in gleichmäßig wuchtigem Tritt zur Siegesallee des Vaterlandes, wo die Kugeln die Würfel sind, gerollt um ein Menschenleben! Ein Menschenleben! Wo noch vor drei Monaten ein ganzer Staatsapparat in Bewegung gesetzt ward, um den Eingriff in ein Menschenleben zu sühnen, da lebt heute plumpes Blei wahllos, gesetzlos, über dem Gesetz, seiner mordenden Bestimmung.

Und trotz all diesen Opfern, diesen Schlachten mit wankendem Glück, diesem Morden und Vernichten, welch Unterschied zwischen beiden Völkern. In Frankreich nur Siegesberichte, Siege ohne Opfer sogar, und doch keine innere Begeisterung. Wohl hört man den Fluch auf den „sal prussien", wohl ruft man „à Berlin à coups de bayonettes". Aber nicht hinter Flüchen und Verwünschungen birgt sich wahrer Patriotismus. Nicht Haß gegen den Feind, sondern Liebe zur eigenen Heimath und Glauben an seine gerechte Sache, das ist der Boden, auf dem allmächtiger Patriotismus sproßt.

Der Franzose will den Krieg überhaupt nicht. Die ihm so oft imputirte Revanche-Idee hat er schon längst begraben. Wo sie noch lebt, da ist sie künstlich gezüchtet und erhalten.

Alles, was der Bürger will, ist ruhige ungestörte Arbeit, um sich einen freien Lebensabend zu verdienen; genügend und gute französische Rente, nicht durch Krieg und Revanche-Ideen und Abenteurerpolitik verwässert. Und wenn der Krieg fehlschlägt, dann wird sich sein Haß in erster Linie nicht gegen den Sieger richten, sondern gegen seine eigenen Führer, gegen die Verräther im eigenen Lager. Dann erst wird Jaurès gerächt werden. „Nous n'avons pas voulu la guerre", das ist der beständige Refrain jeden Gesprächs mit den Franzosen. Und thatsächlich gab es auch in Frankreich seit langen Jahren keine Kriegspartei, die stark genug war, Frankreich in einen direkten Krieg mit Deutschland zu bringen. Es bedurfte hierzu erst einer ränkevollen Außenpolitik, die das Land gegen seinen Willen in den Weltbrand hineinzog. Das gethan zu haben, werden die Franzosen Delcassé immer fluchen.

Und nun der Krieg einmal da ist, so fügt sich das Land eben drein, wie man sich in etwas Unabänderliches schickt, lustlos, stumpfsinnig. Grad eben nur, weil's gethan werden muß und nur soviel, als gethan werden muß. Nur einzig, daß man dem Volke vorlügt, der Krieg sei ihm von Deutschland aufgedrängt, vermag seinen guten Willen noch über Wasser zu halten. Wehe der Regierung, wenn in Frankreich Licht wird.

Und die Erzbereitschaft Nummer 2? Etwas verbesserte Auflage von Anno 70! Aber beileibe keine neurediginte Ausgabe! Ich sah in Havre, Rouen, Paris, Lyon Soldaten in Uniform, aber mit gewöhnlichen Zivilmützen als Kopfbedeckung. Der eine hatte Schuhe, als wollt' er über alle Berge, der andere, als ob er eben auf einem Ball mobilisirt worden wäre: Lackschuhe, Kanvaßschuhe, Ledergamaschen, Halbschuhe, Wadenbinden, Stiefel, Hosenschoner, alle in buntestem Durcheinander. Ich behaupte nicht, daß dies überall so war, aber ich sah solches soviel, daß es mir auffiel und als Erinnerung blieb.

Und der Eindruck der Soldaten? Wohl erblickte ich deren genügend, denen man es ansah: die machen den Deutschen das Siegen schwer, als Individuen groß, stark gewachsen, blitzenden Auges, aus dem Kühnheit und Entschlossenheit, aber auch Haß und Rache lohte. So sah ich viele. Ich sah auch andere, die dem Gegner wohl wenig zu schaffen machen; junge, aber schon abgebrauchte Leute, die einhergeschlichen, als ob schon alles verloren. Es giebt in jedem Land Vaterlandsvertheidiger jeder Qualität. Aber eines vermißte ich durch ganz Frankreich, was ich später auf jedem deutschen Soldatengesicht geschrieben fand, unleserlich fast und dennoch unauslöschlich: den inneren tiefen Glauben an seine Sache; die verinnerlichte, ins eigene Wesen aufgenommene Entschlossenheit, dieser Sache zu dienen mit jeder Herzfaser, und dann von all diesem den Reflex: Energie, Muth und einen aus maßlose grenzenden Leistungswillen.

Und vor allem der Soldat auf der Fahrt an die Front: Ich werde in meinem Leben diese Eindrücke nie vergessen. Ich habe gegen den Franzosen ebensowenig Antipathie wie gegen den Deutschen; in gewisser Beziehung sind die Franzosen mir sogar lieber. Ich habe in Frankreich nichts durch die Brille der Voreingenommenheit gesehen. Mit Sympathie studirte ich sie alle, die bereit waren, dem Vaterlande den höchsten Dienst zu leisten: es zu schützen mit dem eigenen Leib. Aber ich fand unter diesen Wackeren nirgends ein einheitliches Gefühl. Zum Theil saßen sie stumm und brütend auf den langen Holzbänken der Güterwagen. Die Unsicherheit des Schicksals, dem sie entgegengingen, hatte ihren Widerschein bereits auf den Menschen geworfen: er erschien selbst unsicher. Andere sangen so laut, als wollten sie sich selbst damit betäuben. Dort riefen sie den Zurückgebliebenen Worte der Ermunterung und Beruhigung zu: Worte, die sie oft selbst mit ihrem Gesicht Lügen straften.

Und gleich in seiner Art verhielt sich das französische Volk. Ich fühlte mit den Zurückgebliebenen, die dastanden, als sei alles nur ein wüstes Traumgebilde. Ihre Beklommenheit weckte in mir das nämliche Empfinden. Wohl war der Haß gegen die Preußen da. In Flüchen, in gemeinen Postkarten, in zynischen Pamphleten — ich nahm hiervon alles, dessen ich habhaft werden konnte, als „document humain" mit — machte er sich Luft. Aber Lust, Begeisterung zum Krieg, Vertrauen auf den Erfolg fand ich selten. Noch seltener das Vertrauen in die Verbündeten. Ich sah die Engländer in Havre, ich fuhr mit ihnen von Havre bis nach Rouen. Aber ich muß kurzerhand sagen, denselben ging jedes soldatische Wesen ab. Sie kamen mir vor, wie uniformirte Civilisten. Und in Havre hörte ich sogar Stimmen, die meinten: „In Frankreich hätten wir sie nun, aber noch nicht wieder draußen." Es war dies nicht das allgemeine Urtheil, nur vereinzelt, aber es schienen nicht die Denkarmen zu sein, die es aussprachen. Indessen muß doch gesagt sein, daß dieser Engländer in den drei Kriegsmonaten sich schon allerlei gemerkt und angelernt hat, das ihn zum brauchbaren Soldaten macht und ihm einen gewissen Gefechtswerth giebt.

Paris, wo ich in der zweiten Hälfte des Monats August war, schien mir terrorisirt. Die deutschen Schlachtlinien im Norden Frankreichs standen damals fast auf der gleichen Höhe wie heute. Feindliche Flieger hatten die Stadt noch nicht beunruhigt. Und trotzdem eine sonderbare Aengstlichkeit, die zwischen Niedergeschlagenheit und Furcht lag. Es war mir dies damals unverständlich. Ich vergaß, mit dem Volksinstinkt zu rechnen. — Mühlhausen war nach allen Berichten noch in den Franzosenhänden — in Wirklichkeit schon 4 Tage wieder von den Deutschen zurückerobert; — Joffre hatte seinen Begrüßungserlaß an die Elsässer veröffentlicht, der einem glauben machte, das halbe Elsaß sei schon von den Franzosen genommen; Lüttich hatte den Deutschen wohl furchtbare Opfer gekostet, aber noch keinen Fuß Boden abgegeben — es war schon seit 10 Tagen gefallen —. Und trotz alledem nirgends Vertrauen zur Sache, in den endgültigen Erfolg! Ja, ich glaube, diese Leute hätten ordentlich aufgenthmet, wenn endlich auch einmal ein Mißerfolg der französischen Waffen registrirt worden wäre. Es hätte bei ihnen ja nur das Eine erreicht, die Glaubhaftigkeit der Siegesmeldungen zu erhöhen, statt sie in Zweifel zu ziehen. Und nun wagte man kaum mehr laut zu sprechen; man flüsterte und raunte sich die Vermuthungen mehr zu, vom Standrecht, von Meutereien. Um acht Uhr Abends war alles Straßenleben erstorben, todt; wer sich auf die Straße wagte, dem wurden alle Augenblicke die Pässe visirt. Mein Reisekamerad konnte sich am hellen Tage nur mit seinem Passe Eintritt in eine öffentliche Bedürfnißanstalt verschaffen.

Von Paris nach Lyon fuhr ich mit einem Transport Leichtverwundeter aus den Schlachten und Gefechten von Altkirch, Dammerskirch, Pfirt, Mülhausen her. Auf allen Stationen wurden die Wagen von Soldaten bewacht, damit kein Unberufener mit ihnen sprechen konnte Warum? Kann es um ein Land gut stehen, das Angst haben muß vor der Wahrheit?

Ende September verließ ich die Schweiz, um durch Deutschland, Holland hier endlich am 24. Oktober anzukommen.

Ich sah Deutschland, wo jede Stadt, jedes Dorf, jeder Weiler, ja fast jedes Haus schon Opfer an Gut und Blut gebracht. Und doch! Eine Seele, ein Wille, das Begonnene ruhmvoll zu vollenden! Nicht mehr rauschende Begeisterung, wie in den ersten Tagen, aber um so ernster im Willen, um so einiger das Volk! Nicht ungeduldig Unmögliches verlangend, nicht trauernd über Riesenopfer, immer ruhig das Ziel im Auge: Deutschlands Ehre, Deutschlands Zukunft!

Die Straßenbilder sind die nämlichen wie zuvor. Noch emsiger scheint der Zurückgebliebene der Arbeit nachzugehen. Nur eines ist anders geworden: Statt des blauen, bunten Rockes sieht man jetzt nur mehr die einfache graue Felduniform. Nicht mehr blitzblank wie früher, fast alle kaltbeworfen, blutgetränkt, von Kugeln und Bajonettstichen dur